

Rainer Dollase, Essen/Michael Rüsenberg, Köln/
Hans J. Stollenwerk, Gey (bei Düren)

KONSUM UND WIRKUNG VON ROCKMUSIK Zur Sozialpsychologie der Rockszene

Rockmusik kann nicht als Gegen-, Sub- oder gar Alternativkultur verstanden werden. Sie vermittelt keine alternativen Normen und Werte, sie reagiert zwar auf gesellschaftliche Vorgänge, kann sie jedoch nicht verändern - eine Hoffnung, die viele ihrer Hörer in sie gesetzt zu haben scheinen. Auch die Kommunikationsideale dieser Musik, wie die wechselseitige Bewußtseinsveränderung zwischen Musikern und Publikum, die Stimulation zur Gesellschaftskritik, die politische Veränderung und vergleichbar anspruchsvolle Zielsetzungen entpuppen sich als Fiktionen, die der Plattenindustrie zur besseren Verkäuflichkeit ihrer Produkte und der Rockpublizistik als Stoff für Schlagzeilen und Artikel dienen. Dieses außermusikalische Assoziations-Umfeld erweist sich als eine buntschillernde und oft höchst widersprüchliche Palette, insbesondere im Hinblick auf die Funktionen, Wirkungen und Erlebnisqualitäten, die mit dem Konsum von Rockmusik verbunden sind oder sein sollen.

Da hört man vor allem von Pädagogen, Soziologen und Psychologen, der permanente Konsum von Exemplaren der U-Musik, der die Rockmusik bekanntlich zugerechnet wird, sei in hohem Maße für Jugendliche schädlich. Er bewirke eine fortschreitende geistige und seelische Deformation. Er mache krank - sei also auch verantwortlich für physische Schäden. Ja er sei sogar Ursache für soziales Fehlverhalten. Auch die Rockjournalistik wird nicht müde, immer neue Trendmeldungen über Funktionen und Wirkungen von Rockmusik in die Welt zu setzen - Aussagen, als deren Quellen sich sehr häufig die Public-Relation-Abteilungen der Schallplattenfirmen orten lassen. Da liest man, die Musik stimuliere nicht nur sexuell, nein, sie bewirke auch eine völlige Befreiung von überkommenen sexuellen Normen auf Seiten ihrer Konsumenten. Für den einen macht die Rockmusik aggressiv, der andere sieht Möglichkeiten zum Abbau aufgestauter Aggressionen. Da animiert Rockmusik-Hören zum Drogengebrauch, wird ein 'neues Bewußtsein' geschaffen. Auch biete sich im Rock eine Möglichkeit zum Thematisieren der Nöte und Konflikte Jugendlicher, zudem bringe die Begegnung mit dem vertrauten Sound dieser Musik Lustgewinn.

Wie sind solche Aussagen einzuordnen ? Stimmen diese teilweise recht interessanten Attribute der Rockmusik alle ? Wohl kaum ! Bevor wir uns zumindest ansatzweise mit den tatsächlichen und vermeintlichen Funktionen und Wirkungen der Rockmusik befassen, müssen erst noch einige Fragen geklärt werden:

1. Wie ist der Stellenwert der Rockmusik im Leben der Jugendlichen, und eng damit verbunden:
2. Wie sehen die rockmusikalischen Konsumgewohnheiten unter quantitativen Gesichtspunkten aus ?
Vor allem aber:
3. Gibt es überhaupt Möglichkeiten zu überprüfen, wie Musik tatsächlich beim Hörer erlebt wird, welches denn nun wirklich die Funktionen und Wirkungen der Musik - speziell natürlich der Rockmusik - sind ?

Erst nach Klärung dieser Gesichtspunkte können all die der Rockmusik angehängten Wirkungen und Funktionen einer Überprüfung unterzogen werden. Wir gehen dabei davon aus, daß bei einer solchen Analyse die Musik immer auf dem Hintergrund der sozialen Realitäten der Jugendlichen gesehen werden muß und nicht im Wolkenkuckucksheim des vermeintlich totalen gesellschaftlichen Freiraums, in dem sie in der Musik- und Jugendpresse sowie in den Verlautbarungen der Schallplattenfirmen überwiegend angesiedelt wird.

Bevor wir aber auf die eben erwähnten Fragen eingehen, erscheint es interessant, einmal zu hören, was denn einige der Betroffenen - die Jugendlichen selbst also - über die Rockmusik denken, wenn diese Aussagen auch nicht unbedingt repräsentativ erscheinen. Hier einige Zitate aus Leserbriefen und Interviews:

"Freizeit ohne Rock- oder Beatmusik kann für junge Menschen echte Probleme aufwerfen."

"Manche Menschen zeigen nach einem Tag ohne musikalische Unterhaltung 'Entzugerscheinungen'".

"Ich glaube, Freizeit ohne diese Musik ist unvorstellbar, denn gerade in einer immer komplizierter werdenden Gesellschaft wird Musik als Fluchtweg in eine andere Welt benutzt."

"Fast alle jungen Menschen hören heute ständig Unterhaltungsmusik, nicht nur in der Freizeit, auch bei der Arbeit. Der Griff zum Radio wird zur Gewohnheit. Selbst Schularbeiten werden musikalisch unter-

malt. Es kommt dabei nicht auf die Musik an, sondern nur auf die Geräuschkulisse. Man ist nicht in der Lage, das Gerät abzuschalten, dabei wäre gerade hier Kritik dringend notwendig."

"Für mich ist diese Musik wirkliche Zerstreuung nach den Strapazen der Schule."

"Wenns mir beschissen geht, leg ich mir ne Platte auf, dann kann mans schon wieder aushalten. Ich brauche einfach die Musik, wenn ich mich so richtig entspannen will. Wenn ich meine Lieblingsplatte hör, vergess ich alles andere."

"Ich brauche die Musik für mein Feeling !"

Wenden wir uns gesicherten - repräsentativen - Aussagen über den Stellenwert der Musik im Leben Jugendlicher zu. Sie können vielleicht zeigen, ob und inwieweit die gerade gehörten Einzelaussagen symptomatisch sind für das musikalische Konsumverhalten einer ganzen Generation.

Anfang der Fünfzigerjahre hatte 'Musikhören' in der Skala der Freizeitbeschäftigungen Jugendlicher noch einen untergeordneten Rang. Heute nimmt der Musikkonsum eindeutig Position 'eins' ein. Für drei von vier Jugendlichen ist 'Musikhören' neben Schule, Studium oder Beruf beliebteste und zugleich zeitlich aufwendigste Beschäftigung. Aus der Fülle der Untersuchungen über Art und Umfang des musikalischen Konsums Jugendlicher hier einige Beispiele:

Der Musikwissenschaftler Josef Eckhardt und der Soziologe Helmut Lück haben 1972 rund 500 Jugendliche an verschiedenen Schulen Nordrhein-Westfalens nach ihren Musikinteressen befragt. Diese Frage nach dem 'allgemeinen' Interesse an Musik erbrachte folgende Ergebnisse: Insgesamt 87 % der Haupt-, Real- und Gymnasialschüler hatten ein 'einigermaßen' bis 'sehr großes' Interesse. Die sich anschließende Frage nach den beliebten und unbeliebten Musikrichtungen zeigte dann recht deutlich, daß 81 % der Schüler 'Beat, Rock und Soul' bevorzugen. Diese Antworten stimmen bis auf wenige Prozentpunkte mit den Ergebnissen von Untersuchungen vergleichbarer Fragestellungen überein. So führte z.B. in der Befragung, die der Stuttgarter Musiklehrer und Rockmusiker Joachim Reiser veröffentlichte, die 'Rockmusik' mit 74 % ebenfalls die Beliebtheitsrangfolge der verschiedenen Musikstile an. Wer auch immer in den letzten Jahren eine thematisch ähnlich angelegte Umfrage startete: die Rockmusik mit all ihren unterschiedlichen Formen und Stilarten war die Musik mit der stärksten Resonanz bei den Jugendlichen. Wen die Antworten auf die Frage nach den bevorzugten Musikrichtungen nicht überraschen, mag doch erstaunen, wie die quantitativen

Konsumgewohnheiten aussehen. Am Beispiel der von Reiser im Großraum Stuttgart ermittelten Werte soll gezeigt werden, wie sehr Musikkonsum zum täglichen Leben Jugendlicher gehört.

"Wie lange hören Sie täglich Musik ?"

Knapp 18 % hören bis zu einer Stunde, etwa jeder vierte - also 25 % - bis zu zwei Stunden, rund 20 % bis zu drei, gut 10 % vier und mehr als 20 % der Befragten - also etwa jeder fünfte hört täglich fünf und mehr Stunden Musik. Auch sieben und acht Stunden sind keine Seltenheit. Gut die Hälfte der Jugendlichen hört also täglich drei und mehr Stunden Musik und zwar bevorzugt rockmusikalischer Prägung.

Bei solch exzessivem Konsum von Rockmusik bleibt es natürlich nicht aus, daß für viele Tätigkeiten des täglichen Lebens eine musikalische Untermalung gewählt wird. Ob schon beim Aufstehen, vor dem Einschlafen, beim Essen, bei Freunden, bei der Rückkehr von der Schule oder der Arbeit - der Druck auf die Einschalttaste des Rundfunk- oder Tonbandgerätes, des Kassettenrecorders oder des Plattenspielers ist für viele eine der wichtigsten Handlungen. Was insbesondere Pädagogen zweifellos zurecht anmahnen, ist die Tatsache, daß rund die Hälfte ihrer Schüler diese Geräte auch beim Lernen nicht abschalten. Hierbei herrscht bei den meisten Jugendlichen die Ansicht vor, daß die Musik nur stimulierend wirke, im Sinne der Sache also förderlich sei. Einschlägige Untersuchungen beweisen das Gegenteil: Die Folgen solch akustischer Kulisse sind mangelnde Aufmerksamkeitszuwendung, Konzentrationsmangel und teilweise beträchtlich höhere Fehlerquoten.

Bisher verblieben Studien über das musikalische Konsumverhalten Jugendlicher fast ausschließlich im quantitativen Bereich. Nicht zuletzt auch die Umfragen der großen bundesdeutschen Institute beschränkten sich auf die Ermittlung der Position des Musikhörens in der Rangreihe aller Freizeitbeschäftigungen sowie auf die Frage nach dem 'wie lange' und schließlich 'welche Musik' gehört wird. Aber schon aufgrund der bisher zitierten Ergebnisse ist die Aussage gerechtfertigt, daß für einen sehr hohen Prozentsatz der Jugendlichen eine nicht mehr wegzudenkende Notwendigkeit täglichen Rockmusikkonsums besteht. In diesem Sinne kann man auch die Antworten interpretieren, die in der Stuttgarter Untersuchung auf die Frage gegeben wurden:

"Welche Rolle spielt die Musik in Ihrem Leben ?"

Knapp die Hälfte der Befragten antwortete, sie sei 'unbedingt notwendig' und 12 % glaubten sogar, ohne Musik 'nicht leben' zu können. Solche und ähnliche Antworten lassen viele Autoren auf eine geradezu süchtige

Abhängigkeit der Jugendlichen von der Musik schließen. Aber reduziert sich dieses Musikhören im Einzelfall nicht notwendigerweise auf eine Hintergrundberieselung durch ein akustisches Medium - ganz im Sinne einer Geräuschkulisse ? Mit Sicherheit ! Denn wer kann schon über solche Zeiträume hinweg bewußt Musik hören ?

Eines scheint sich allerdings auch immermehr zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen zu entwickeln: Für viele - und nicht nur Jugendliche - stellt Ruhe fast etwas Bedrohliches, Beängstigendes dar. Die permanente Geräuschkulisse wird zu einer unumgänglichen Notwendigkeit. Kann aber eine musikalische Kulisse schwerwiegende Folgen haben ? Daß sie sich bei geistiger Arbeit zweifellos nachteilig auswirkt, ist bereits belegt. Wie sieht es sonst aus ? Ergeben sich etwa, weil die Musik unbewußt aufgenommen wird, besondere Wirkungen ? Welche Wirkungen resultieren aus dem mehrheitlich sicher bewußten und intensiven Hören von Musik. Kann man das Erleben hierbei erfassen ? Auf all diese Fragen erwartet man Antworten von der Musikwissenschaft, aber auch von Musiksoziologie und -psychologie.

Bei der musikwissenschaftlichen Betrachtung des Musikhörens erweist es sich als notwendig, zwischen Erlebnissen und Wirkungen beim Konsumieren zu unterscheiden. Wer sich Musik anhört, der hat fast immer irgendwelche Stimmungen und Gefühle dabei - wenn auch manchmal mehr oder weniger unterschwellig. Aus dem mehr augenblicklichen Erleben wird erst Wirkung, wenn es Verhaltensweisen oder dauernde Grundstimmungen ändert oder hervorruft oder gar zur Prägung der Persönlichkeit beiträgt. Aus dem breiten Spektrum wissenschaftlicher Ansätze zur Ermittlung des Erlebens beim Hören von Musik hier drei theoretische Ansätze:

Pratt formulierte mit seiner Hypothese "music sounds the way emotion feels" eine direkte Parallelität der musikalischen Struktur und der erlebten Empfindung beim Zuhören. Musik ist für ihn ein Symbol für Emotionen. Jeder weiß aber aus eigener Erfahrung, daß dies nicht immer stimmt. Daß beispielsweise Musikstücke, die man im Urlaub mit Regelmäßigkeit gehört hat, später zu Hause eher Sehnsucht nach Urlaub erwecken als irgendetwas anderes - gleichgültig, ob das Stück nun traurig, hektisch, melancholisch oder fröhlich war.

Ein anderer Ansatz sieht die emotionalen Qualitäten beim Hören von Musik eher im Aufbau und der Lösung von Erwartungen. Beim Zuhören fragt man sich - kaum bewußt: wie geht es weiter ? Man erhält durch

den Verlauf der Musik stets die Antwort auf diese Erwartung, die wieder zu neuen Erwartungen führt. In diesem Ansatz geht es also kaum um einen möglichen Gefühlssymbolismus, sondern eher um ein sekundäres, deshalb besonders musikspezifisches Kennzeichen, die Verlaufsgestalt nämlich. Diese beiden Theorien stammen aus dem Bereich der sogenannten absolutistischen Forschungsansätze. Sie versuchen die Wirkungen aus den musikalischen Stimuli selbst abzuleiten.

Im Gegensatz dazu geht die referentialistische Richtung davon aus, daß die Wirkung primär von außermusikalischen Bezügen bestimmt ist. Dies erscheint einleuchtend. Nur - es wird schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein, solche außermusikalischen Variablen in den Griff zu bekommen. Zwar sind die demographischen Daten einer Person, wie Alter, Beruf, Geschlecht usw. relativ leicht zugänglich. Wie aber soll die bisherige musikalische Erfahrung, die Persönlichkeitsstruktur, die augenblickliche Stimmung und vor allem die assoziative Verknüpfung von Musik und Erleben im Leben der Person erfaßt und aufeinanderbezogen werden? Die Schwierigkeiten sind unübersehbar!

Ein Ansatz neueren Datums zumindest der Erforschung der Erlebnisse und Eindrücke beim Musikhören, stellt die Untersuchung von Brömse und Kötter dar. Sie legten rund 700 Schülern ein 26 Gegensatzpaare umfassendes Polaritätsprofil vor. Die Schüler mußten ihr Empfinden beim Anhören von Musik in diesen Gegensatzpaaren wie 'heiter - traurig', 'aktiv - passiv' oder 'erregt - beruhigt' ankreuzen. Vorgespielt wurden ihnen unter anderem: Dave Davis' "Death of a Clown" und das "Let's spend the night together" der Rolling Stones aber auch Roy Blacks "Ganz in Weiß", Bachs "Brandenburgisches Konzert Nr. 5" sowie Tschaikowskis "Klavierkonzert Nr. 1", Ravels "2 Bolero" und Stockhausens "Gesang der Jünglinge".

Brömse und Kötter fanden z.B. heraus, daß "Beat-Schlager" - also das, was heute dem Rock entspricht - einander sehr ähnliche Eindrücke hervorrufen. "Die Einstufungen ähnelten einander so sehr, als wäre immer wieder das gleiche Stück vorgespielt worden." Weiterhin wiesen sie Unlust bei den Jugendlichen nach, die eine ihnen nicht vertraute Musik hörten. Sie konnten aus den Ergebnissen sogar zu dem Schluß kommen, daß 'vertraute', gleich bekannte Musik für die Hörer 'schön', 'einleuchtend' und 'verständlich' ist. 'Unbekannte', gleich merkwürdige Musik dagegen ist 'häßlich' und 'unverständlich'.

Auch wir wählten bei unseren Untersuchungen die in der Emotionsforschung übliche und verbreitete Form des Polaritätsprofils. Um der Fragestellung gerecht zu werden, haben wir 'Lieblingsmusikstücke' hinsichtlich des Erlebens beurteilen lassen - solche Stücke mithin, die von den Jugendlichen als schön und vertraut erlebt werden, wenn man die Ergebnisse von Brömse und Kötter übernimmt. Dadurch sollte ein möglicherweise unterschiedliches Erleben aufgrund von Gefallen oder Mißfallen ausgeschaltet werden. Denn es ist doch sicher, daß die Jugendlichen in ihrer Freizeit bevorzugt ihre Lieblingsmusik hören und nicht Musikstücke, die ihnen mißfallen. Die von uns befragten rund 1700 Jugendlichen umschreiben ihr Erleben beim Hören ihrer Lieblingsstücke aus dem rockmusikalischen Bereich mehrheitlich als gelöst, heiter, gefühlsbetont, entspannt, friedlich und fröhlich. Nur wenige schildern ihr Erleben gegenteilig. Das heißt, das Erleben von Rockmusik ist friedlicher und relaxter als man sich das gemeinhin vorgestellt hat. Das Rockmusik-Publikum erweist sich also im Durchschnitt als eine entspannte, friedliche, gefühlsbetonte Zuhörerschaft. Nichts mehr von den vermeintlich so aggressiven Rock'n-Roll- und Beatfans der fünfziger und sechziger Jahre.

Es bleibt festzuhalten: So zahlreich theoretische Ansätze und praktische Analysen auch sind - Skepsis ist angebracht. Erleben und mithin die Wirkungen von Musik werden überwiegend von außermusikalischen Bezügen bestimmt. Die entscheidenden Kriterien sind die Rezeptionsbedingungen und die Erwartungen, die an die Musik gestellt werden. Es müssen also auch gesellschaftliche Variablen untersucht werden. Man kann zwar subjektive Eindrücke erfragen - wie wir es auch gemacht haben - aber den objektiven, den experimentellen Nachweis über die emotionale Wirkung von Musik wird man nur unvollkommen bzw. gar nicht erbringen können. Die Schwierigkeiten liegen eben in der Berücksichtigung der außermusikalischen Einflüsse, die das Empfinden steuern, z.B. Alter, Geschlecht, soziale Schichtzugehörigkeit, Struktur der Persönlichkeit und vor allem auch in der Kontrolle der bisherigen musikalischen Erfahrungen des Individuums, der augenblicklichen Grundstimmung und der assoziativen Verbindung zwischen Musik und Erlebnissen in der bisherigen individuellen Lebensgeschichte. Jeder ist überzeugt, daß es gefühlsmäßige Wirkungen von Musik geben muß: nur was bei wem wie wirkt, das weiß man noch nicht genau.

Deshalb sind auch die zu Beginn zitierten Aussagen über die Wirkungen von U-Musik im allgemeinen und Rockmusik im besonderen nichts als eine Ansammlung subjektiver Verlautbarungen, Klischees, Vorurteile, Werbe-sprüche, Spekulationen und vorläufiger Annäherungen an das Phänomen 'Wirkung von Musik'. Dies gilt auch für die Äußerungen aus dem Wissen-schaftslager. Die bunte Wirkungspalette wird auch dadurch nicht kla-rer - nicht objektivierbar - daß sie in schöner Regelmäßigkeit und mit Nachdruck neu gezeichnet wird.

Das alles aber soll nun nicht heißen, daß man überhaupt keine Aussagen über Erleben, Wirkungen und Funktionen von Rockmusik mehr machen kann. So ist es durchaus möglich, Trends der aus dem Erleben von Musik ent-stehenden Verhaltensweisen und Grundstimmungen zu benennen. Solche be-obachtbaren Verhaltensweisen lassen auch bedingt Rückschlüsse auf das Erleben beim Konsumieren von Musik zu. Anfang und Mitte der sechziger Jahre dominierte z.B. eine/motorisch reflexive/Rezeptionsweise der Musik, die damals noch unter dem Namen 'Beat' gefaßt wurde. Es war die Zeit, in der die Beatgruppen wie Pilze aus dem Boden schossen und körperliche Bewegung - sprich 'tanzen' - aufs engste mit der Musik verbunden wurde. Mehrheitlich bestimmten Aktivität, Tempo, allgemeine Lebensfreude, Motorik und Rhythmus Produktion und Konsum der Musik. Heute läßt sich eine Tendenz zum Stimmungshaft passiven/Hören der Rock-musik feststellen - ein Konsumieren, das vielfach gekennzeichnet wird durch Sentimentalität, Melancholie und Träumerei - das fast im Sinne von 'Einlullen' zu interpretieren ist. Auch die neue Folkmusikwelle kann auf diesem Hintergrund gesehen werden: Flucht in die vermeintli-che Idylle vergangener 'besserer' Zeiten. Eigeninitiative wird ge-bremst und die Musik übernimmt die Funktion eines gigantischen Flucht- und Verdrängungsmechanismus. Daß dies - wie es manchem vielleicht erscheinen mag - keinesfalls übertrieben ist, können die folgenden Ergebnisse unserer Untersuchungen aufzeigen: 65 % der befragten Jugendlichen - und es waren immerhin rund 1700 Personen - sagten, daß Rockmusik ihnen über schlechte Stimmungen hinweghelfe. Sogar 75 % - mithin drei von vier Rockmusik-Interessenten betrachten ihre Musik vor allem als willkommene Ablenkung von Alltagsproblemen. Im Hinblick auf diese Frage zeigt sich auch, daß zumindest die Gruppe der Rock-musikhörer, die Konzerte besuchen, überaus homogen ist. Ganz gleich ob Junge oder Mädchen, Arbeiter oder Student, Schüler oder Beamter, Lehrling oder Angestellter, 14- oder 25jähriger - sie alle gestehen in gleich hohem Maße der Rockmusik eine stimmungsverbessernde und problemverdrängende Funktion zu.

Gewiß, diese Ergebnisse resultieren aus der Befragung exponierter Musikkonsumenten - als solche kann man die Rockkonzertbesucher sicherlich bezeichnen. Dem Einwand, daß hier eine Selektion vorliege, die Verhältnisse bei nichtkonzertbesuchenden Jugendlichen vielleicht anders seien, kann begegnet werden: Reiser erhielt bei seiner Untersuchung auf die Frage, ob sie die Musik von Alltagsproblemen ablenke, bei den von ihm befragten Schülern rund 70 % zustimmende Antworten. Hierbei handelte es sich um Jugendliche, die zu immerhin dreiviertel angaben, daß sie 'selten' oder 'nie' Konzerte besuchen, deren Lieblingsmusik aber gleichwohl mit großer Mehrheit die Rockmusik war. Auch andere Untersuchungen zum musikalischen Verhalten Jugendlicher kommen zu dem Ergebnis, daß die Musik als eine massive Ablenkung von Alltagsproblemen eingesetzt wird. Nicht zuletzt die Tatsache, daß die Rockmusik meist mit übergroßer Lautstärke konsumiert werde, zeige, daß sie als Mittel zur Realitätsflucht diene. Wovor will man fliehen? Wie sehen die Probleme der Jugendlichen aus? Das Rockmusik-Publikum befindet sich in der Regel in einem Lebensalter, das von Ausbildung in Schule, Beruf und Universität oder von den ersten Erfahrungen im Beruf wesentlich gekennzeichnet ist. Schwierigkeiten, Ärger und Mißerfolge sind oft Kennzeichen dieser Phase. So klagten rund 40 % der von uns befragten Jugendlichen über Ärger mit Vorgesetzten, Lehrern oder Dozenten und 24 % gaben an, Mißerfolge im Beruf oder in der Schule zu haben. Mit Ärger und Mißerfolgen haben in besonderem Maße die Schüler zu tun. Knapp jeder dritte - etwa 30 % also - hatte Schwierigkeiten im Elternhaus. Rund jeder fünfte litt unter Einsamkeit, Schüchternheit oder Kontaktschwierigkeiten - Probleme, die in besonderem Maße die Studenten verzeichneten. Wieder etwa jeder dritte gab an, daß ihn allgemeine Lustlosigkeit, Niedergeschlagenheit und Sorgen um die Zukunft bedrückten. Vor allem die Lehrlinge sind es, die sehr von Langeweile geplagt werden - kein Wunder, wenn man bedenkt, daß das offizielle Freizeitangebot, etwa in den auch oft nur spärlich vorhandenen Freizeitheimen und Jugendzentren, meist auf Schülerinteressen zugeschnitten ist. Für rund jeden zweiten der 1700 Befragten war Nervosität und für jeden dritten nervliche Überlastung - also stress - ein Problem. Besonders betroffen hier: die Angestellten. Mangelndes Selbstvertrauen und Entschlußlosigkeit machten insbesondere den Arbeitern zu schaffen. Je mehr die Jugendlichen Probleme in Ausbildung und Beruf haben, desto stärker gestehen sie für sich der Rockmusik eine problemverdrängende und stimmungsaufbessernde Wirkung zu. In dem gleichen verstärkten Ausmaß vertreten auch diejenigen

Befragten diese Meinung, die unter Einsamkeit, Schüchternheit, Kontaktschwierigkeiten oder Sorgen um die Zukunft leiden. Zudem besuchen diese Jugendlichen noch häufiger Konzerte als der Durchschnitt. Mag sein, daß sie bestärkt von einer vollkommen fehlgeleiteten Kommunikationsideologie häufiger in Konzerte gehen. Vielleicht brauchen sie aber auch nur das 'Bad in der Menge', um sich für zwei Stunden dem irrigen Glauben hingeben zu können, daß sie ja doch nicht so alleine sind, wie sie oft meinen.

Ein weiterer bemerkenswerter Zusammenhang: Jugendliche, die über Kontaktschwierigkeiten, Einsamkeit, Niedergeschlagenheit und Schüchternheit klagen, offenbaren eine besondere Wertschätzung für alle Verbindungen von Rock- und Folkmusik. Außerdem sind sie wesentlich besser über stilistische Fragen aus dem Bereich des Soft-Rock informiert als ihre Altersgenossen, die diese Probleme nicht haben. Sicherlich ist dies auch ein Indiz dafür, daß viele auf der weichen, sentimental oder melancholischen musikalischen Welle in eine irrealen Traumwelt zu fliehen versuchen. Dies waren nur einige von vielen Beispielen für Zusammenhänge zwischen Konsum von Rockmusik, seiner Funktion, geschmacklichen Präferenzen und der Problemlage Jugendlicher.

Zwei Probleme wurden bisher bewußt ausgespart: der Alkohol und die Drogen, wobei natürlich nicht übersehen werden soll, daß auch Alkohol eine Droge ist. Sind es doch gerade die Gleichungen "Rockmusik = Drogenmusik" und "Rockmusik-Liebhaber = Drogenkonsument", die in weitesten Kreisen der Bevölkerung Geltung zu haben scheinen.

"In ihren Buden und Kommunen dampfen Räucherstäbchen und kreist der Joint, ziehen die Kinder von Karl Marx und Coca-Cola durch einen von Haschisch-Wolken und Drogenphantasien erfüllten Underground. Sie warten auf ihren Haschlieferanten und empfangen derweil Led Zeppelin, Vanilla Fudge und The Flock." Dies schrieb 'Der Spiegel' im Juni 1970 in der Titelgeschichte 'Popmusik' unter anderem zur Charakterisierung des 'Großteils' der damals 14- bis 25jährigen Rockmusikhörer. Gewiß, wesentlich wortgewandter aber inhaltlich genauso unreflektiert und falsch wurde hier die Assoziationskette "Rockmusik - Drogen" gestärkt, wie das vielfach in den Horrorgeschichten der Boulevard-Presse geschah und noch geschieht. Zieht man aus der Analyse der Berichterstattung über Drogen- bzw. Rauschmittelmißbrauch seit 1970 eine Bilanz, so muß man zu dem Schluß kommen, daß

sich hier eine epidemieartige Ausbreitung vollzogen hatte, zumindest bis zu dem Zeitraum als wir unsere Untersuchungen durchführten. Wie muß es also 1973 ausgesehen haben, wenn uns der 'Spiegel' schon 1970 die Rockszene als übermäßig haschwockengeschwängert und drogenver-seucht schildert ? 6,5 % der von uns befragten Konzertbesucher gaben an, daß sie Probleme mit Drogen hätten. Der Vergleich mit einer Fülle anderer Untersuchungen im gesamten Bundesgebiet zeigt, daß diese 6,5 % aus einer Stichprobe von Rockkonzertbesuchern, bezogen auf die jugendliche Gesamtbevölkerung allenfalls ein Durchschnittswert und schon gar nicht überhöht sind. Solange z.B. auch die Berichterstattung über ein Rockfestival sich in der Tagespresse darauf beschränkt, wieviel Gramm Haschisch oder LSD-Trips gefunden oder wieviel Dealer von der Polizei erwischt wurden, wird in der breiten Öffentlichkeit die Assoziation "Rockmusik = Drogen" fester Bestandteil des Meinungsbildes über die Rockmusik und ihr Publikum bleiben.

Die wesentlich größere Gefahr für die Jugendlichen ist zweifellos die gesellschaftlich legitimierte Droge Nr. 1, der Alkohol. Bei unserer Konzertumfrage waren es 1973 immerhin 8 % der Jugendlichen für die der Alkohol-Konsum ein Problem bedeutete. Besonders betroffen von diesem Problem waren die Arbeiter mit einem Anteil von 20 %, d.h. schon für jeden fünften von ihnen stellte Alkoholkonsum ein Problem dar. Diese Zahlen sind bis heute bestimmt nicht niedriger geworden, aber genau wie bei den Drogen ist die Alkoholfrage keine Angelegenheit speziell der Rockmusik Konsumenten, sondern ein gesamtgesellschaftliches Problem.

Betrachtet man all die eben geschilderten Sachverhalte, so findet sich die Rockmusik letztlich genau in der Ecke wieder, in die man andere musikalische Richtungen der Gattung U-Musik - etwa den Schlager - so gerne drängt. Und das bei der Rockmusik - einer Musik, die unter dem Anspruch der großen Alternative angetreten ist - einer Musik in deren Umfeld keine Gelegenheit ausgelassen wird, sich z.B. von eben diesem verderblichen Schlager abzuheben - vom Schlager, dem genau die eben für die Rockmusik nachgewiesenen Wirkungsmechanismen, in so ausgeprägtem Maße zugeschrieben werden.

Adorno, der der U-Musik ohnehin recht ablehnend gegenüberstand, wies dem Schlager einen "krankmachenden Einfluß" zu. Reinhard Baumann sah als Ergebnis einer Textanalyse von Schlagern, daß die Konsumenten ihn

für ihre Verdrängungsarbeit brauchen - als Flucht vor einer drohenden Neurose. Dies sind nur zwei Beispiele einer Liste, die sich beliebig verlängern ließe: der Schlager biete keine Alternative, er verschleierte die Realität, sein Konsum lenke von Schwierigkeiten ab usw. Wo liegen also die wirkungsmäßigen Unterschiede zwischen Rockmusik und Schlager? Das Suchen wird vergeblich sein.

Zweifellos sind die musikalischen Unterschiede zwischen beiden zum Teil gravierend. Und im Gegensatz zum Schlager bietet die Rockmusik durchaus Möglichkeiten künstlerischer Entwicklungen. Sicherlich gibt es auch in den Texten beträchtliche Unterschiede. Niemand wird dies leugnen wollen, aber gerade die Funktion der Texte in der Rockmusik wird gewaltig überschätzt. Mögen sie noch so anspruchsvoll sein, noch so detailliert die soziale Realität schildern und auch die Nöte und Konflikte Jugendlicher thematisieren - all dies ist für die deutsche Rockszene und den deutschen Konsumenten zum weitaus größten Teil völlig belanglos. Die Texte von Rocksongs sind fast ausschließlich in englischer Sprache abgefaßt und selbst neun Jahre Schulenglisch reichen kaum zu ihrem Verständnis aus. Die können allenfalls den textenden Rockmusikern die Möglichkeit bieten, ihre Erfahrungen und Probleme zu fixieren, bzw. spiegeln deren Ansichten über die Realitäten wider. Die Sprachbarriere wird also nicht überwunden, d.h. die deutschen Jugendlichen kaufen einzig den 'Sound'. 'Sound' versteht sich hierbei allerdings nicht nur als musikalischer Inhalt, sondern bezieht den phonetischen Anteil der Sprache - hier des Gesangs - mit ein. Der semantische Teil - die Wortbedeutung also - kommt hingegen nicht zur Geltung.

Zitat aus dem Leserbrief eines Achtzehnjährigen an die 'Zeit':
"Freizeit ohne Rock- und Beatmusik ist meiner Meinung nach gut vorstellbar. Den rhythmisch verarbeiteten Motiven in dieser Musik liegen meist Werke großer Klassiker zugrunde, welche mir weit besser gefallen und meiner Freizeit mehr Fülle verschaffen. Daher lasse ich mich lieber von einer Symphonie berauschen als von irgendeinem kommerzialisierten modernen Musikstück." Wenn auch viele ihrer Hörer es nicht wahrhaben wollen: die klassische Musik ist im gleichen Maße kommerzialisiert wie die moderne Unterhaltungsmusik. Aber - wo ist der gefühls- oder wirkungsmäßige Unterschied, wenn sich der 18jährige Schüler von einer Beethovenschen Symphonie berauschen läßt, während sein Klassenkamerad dies mit einer Produktion der Rolling Stones

oder der Ten Years After versucht - wenn der 20jährige Student die neueste LP von Gentle Giant oder Yes auf den Plattenteller legt, seine Kommilitonin aber lieber Arnold Schönberg hört, um vergleichbare Gefühlszustände zu erreichen. Die 14jährige Hauptschülerin, die Streit mit ihrem Freund hat, tröstet sich mit Michael Holm, während sich die gleichaltrige Unterterterianerin in ähnlicher Lage und Motivation zu Balladen von Neal Young, Leonard Cohen oder Georges Moustaki flüchtet. Hat etwa schon einmal jemand den Schlager des Bildungsbürgertums - die Operette - untersucht? Welche Wirkung hat sie? Welche Wirkung haben die Werke aus der e-musikalischen Schublade, etwa die eines Mauricio Kagel oder John Cage? In vergleichbaren emotionalen Situationen sicher keine andere als Werke von Wagner, Pink Floyd oder Slade. Es ist lediglich eine Frage des sozialen Umfeldes, der Schichtzugehörigkeit und der individuellen Sozialisationsgeschichte und hier vor allem der Ausbildung, wie sich die Hörgewohnheiten des Individuums entwickeln: ob bevorzugt Schlager oder Rockmusik, Jazz oder Folk, klassische Musik oder klassische Moderne gehört wird. Die Wirkungen und Erlebnisqualitäten von nach musiktheoretischen Wertmaßstäben noch so unterschiedlichen Musikstücken können durchaus die gleichen sein, vor allem im Hinblick auf Unterhaltung, Entspannung, auf Ablenkung, Verdrängung und vermeintliche Problembewältigung.

Kommen wir zurück zur Rockmusik. Sie erweist sich mit all ihren unterschiedlichen Formen und Stilarten als die bevorzugte Musik großer Teile der Jugend. Das Bild des Rockmusikliebhabers und seiner Musik aber wird in der öffentlichen Meinung verzerrt, vor allem durch eine unausgewogene Berichterstattung in den Medien. Normalerweise dringen Nachrichten aus der Rockszenen kaum aus dem von Musik- und Jugendpresse vorgegebenen Rahmen. In die Tages- und Wochenpresse gelangen Informationen aus der Szene erst, wenn sie einen 'Nachrichtenwert' für die Allgemeinheit haben. Daß es sich hierbei - wie wir z.B. für die Drogen schon nachgewiesen haben - meist nur um minderheitlich vorhandene Erscheinungsformen handelt, wird geflissentlich verschwiegen. Gewiß, dieses Phänomen gilt für viele Bereiche der Gesellschaft - man betrachte etwa die Berichterstattung über die bundesdeutschen Universitäten.

Nur, vieles was über Rockmusik in den Schlagzeilen erscheint, wird von den Hintermännern der Szene, den PR-Leuten und Managern erst initiiert. Man ist geradezu süchtig auf Schlagzeilen, ganz gleich, wie hoch ihr Realitätsgehalt ist. Denn Erwähnung - ganz gleich ob positiv oder

negativ - macht bekannt. Bekanntheit beläßt einen weiterhin in den Medien - und das wiederum bewirkt Umsatz und füllt die Konzerte. Die Nachrichtenflut, die die letzte Rolling Stones-Tournee im Herbst 1973 begleitete und die begleitende Horror- und Vampirberichterstattung der Alice Cooper-Auftritte sind nur zwei aus einer endlosen Fülle möglicher Beispiele. Sicherlich, vieles, was aus der Rockszene in die bürgerliche Presse gelangt, wird auch seine Richtigkeit haben. Aber, um der zitierwürdigen Formulierung, der sensationellen Schlagzeile oder manchmal auch des politischen Kalküls willen, wird die Realität auch schon mal ohne Zutun der Szene nach eigenem Gutdünken zurechtgeschneidert.

Ein Musterbeispiel für diesen Nachrichtenmechanismus bildet das Thema "Rockmusik und Sexualität". Am Beispiel der schon zitierten Spiegel-Titelgeschichte "Popmusik" sei diese Verzerrung der Realität demonstriert: "Fast alle Bands haben in ihrem Repertoire 'Beischlaf'-Nummern, die mit eindeutigen Gesten vorgetragen werden ... Sie stellen einen 19-Minuten-Koitus auf der Bühne dar (Love), masturbieren auf der Bühne (Jim Morrison in Miami), singen von 'Spermien' (The Fugs) und von 'der Peitsche, die in der Liebe nicht sanft ist' (Velvet Underground). Die Sängerin Grace Slick verrät: "All unsere Lieder bedeuten dasselbe: seid frei in der Liebe, frei im Sex!" Dann wird mit "Bluesvokabular zum Orgasmus aufgerufen" und als Beweis, daß das ganze auch keine Übertreibung ist und diese Aufforderungen beim Publikum auch ankommen, wird der gesamte Artikel mit Halb- oder Ganz-Nackten drappiert. Das Titelbild zielt ein Pärchen, dekorativ zwischen LPs hingestreckt - das Mädchen natürlich bloßen Oberkörpers, den Busen dem Objektiv entgegengestreckt. Erstaunlicherweise läuft denn auch bei Rockfestivals, die von zehn- und hunderttausenden von Besuchern frequentiert werden, doch immer gerade die handvoll Leute vor die Kameras der Bildreporter auch des 'Spiegels', die glauben, 'im Rausch der Musik' ihre Kleider ablegen zu müssen. Auch hier also wieder Übertreibung und Verzerrung, man ist fast geneigt zu sagen: Manipulation.

Dieter Baacke konstatierte schon für die Beatszene: "Es gibt nicht mehr sexuellen Libertinismus als anderswo. Die - nach unserem Sprachgebrauch - exhibitionistischen Gebärden und Gesten sind ein artifizielles Ritual, durch das sich der Trieb im Symbol sublimiert und mit seiner (oft) vorenthaltenen Erfüllung versöhnt. Auch hier hat der von

außen Blickende eine andere Optik als der Beteiligte." Nichts anderes gilt für die Rockszene der siebziger Jahre. So sind es nur rund 5 % der Jugendlichen, die sagen, daß sie sich durch Musik und Show sexuell erregen lassen. Abgesehen davon, daß die Musik vom Plattenteller ohnehin nur schwerlich stimulierend wirken wird - es sei denn, sie sei von der Machart des Jane Birkin'schen 'Je t'aime' Gestöhns - überlagern auch im Konzert musikalische Inhalte meist, die isoliert gesehen, gelegentlich eindeutig vorkommenden sexuellen Symbolismen. Genausowenig wie Kollé, die Pornowelle oder die Millionenauflagen der St. Pauli-Presse grundlegende Wandlungen im Sexualverhalten der Bundesdeutschen bewirkt haben, trieben ekstatische Beischlafbewegungen von Mick Jagger oder Tina Turner oder die eindeutige Penissymbolik der typischen Gitarrenhaltung eines Chuck Berry oder gar das öffentliche Masturbieren eines Jim Morrison die jugendlichen Rockmusikhörer in die Freiräume totaler sexueller Libertinage. Einer der oft auf dieses Thema angesprochen wurde: Jimi Hendrix auf das Argument, seine Show sei nicht jugendfrei: "Ich weiß - sie würden gern zensieren. Das wäre das Ende. Bei einer Show muß jeder seinen Teil denken dürfen. Es kommt darauf an, wie schmutzig die Phantasie des einzelnen ist. Wir glauben, daß wir nichts Anstößiges tun."

Der 'durchschnittliche' jugendliche Rockmusik Konsument ist also nicht der 'sexuell perverse, drogenabhängige, ungewaschene, langhaarige, wenig leistungsfreudige, gesellschaftskritische Typ', als den ihn in reaktionärer Hysterie der 'brave Bürger' in Leserbriefen an Zeitschriften und Rundfunkanstalten so gerne schildert. Der Rockmusikhörer ist der 12- bis 25-jährige Jugendliche von nebenan, der sich in Schule, Studium oder Berufsleben bewähren muß, der Angst um Studien- und Arbeitsplatz hat, der sich ab und zu mit seinen Eltern verkracht, für den eine kommunikationsfeindliche Gesellschaft vielfältige Probleme aufwirft, wie Kontaktschwierigkeiten, Schüchternheit, depressive Zustände aller Art und manchmal auch daraus resultierend die 'modischen' Probleme Stress, Drogen und Alkohol. Auch die physischen und psychischen Schäden, die man so gerne dem Konsum von Unterhaltungsmusik anlastet, entstehen wohl eher hier und haben mit Musikkonsum das allergeringste zu tun. Die Rockmusik soll nun von Problemen ablenken, sie verdrängen, die Stimmung verbessern. Aber der eventuell vorhandene therapeutische Effekt von Rockmusik kann allenfalls aus einem Kurieren an Symptomen bestehen. Die Ursachen schafft sie nicht aus der Welt. So gesehen bildet die Rockmusik - wie andere Musik auch - ein bedeutsames psychisch- und sozialstabilisierendes Element dieser Gesellschaft.

Literaturverzeichnis:

- Th.W. Adorno, Einleitung in die Musiksoziologie. Frankfurt 1968
(Neuaufgabe).
- D. Baacke, Beat - Die sprachlose Opposition. München 1972 (3. Aufl.).
- R. Baumann, Deutsche Schlager: Die Lieder der schweigenden Mehrheit.
In: Twen, Nr. 9, 1970.
- P. Brömse, E. Kötter, Zur Musikrezeption Jugendlicher. Mainz 1971.
Der Spiegel, Popmusik - In den Lücken Nr. 25, 1970, 114 - 126.
- R. Dollase, M. Rüsenberg, H.J. Stollenwerk, Rock People - oder die
befragte Szene. Frankfurt 1974.
- J. Eckhard, Zum Schulmusikunterricht in der Bundesrepublik Deutschland.
H.E. Lück, Köln 1974 (im Selbstverlag).
- C.C. Pratt, "The design of music". In: J. Aesthet. Art Crit. 12,
1954, 1 - 11.
- J. Reiser, Zur "Süchtigkeit" des jugendlichen Unterhaltungshörens.
Stuttgart 1973 (unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum
Examen für das staatliche Lehramt an Gymnasien).

Summary:

The consumption of music, especially of popular music, has developed in the last twenty years into the favorite past time of young people. The type of effects and emotional experience which result from this often time consuming consumption of music, is answered only incompletely by theoretical and practical analysis, because the effects and emotional experience are determined by many nonmusical variables.

The majority of young people credit rock music above all, with one effect: they regard it as a welcome diversion from everyday problems; however, they have hardly any of the "in fashion" problems with alcohol and drugs, which often the allegedly serious media want to hang on them. Young people have aggravations in their professions, school and family, boredom, worries about the future and communication problems of every nature. Supposedly, these problems should be pushed aside by the music. But the therapeutical effect of rock music can, at most, be regarded as a cure for the symptoms, the problems' origins are not done away with via this means.